

»Auf Ihr Wohl! Denken Sie bis nach dem Essen nicht mehr an die Klinik ...«

Er war zu gewissenhaft. Auch nach so vielen Jahren hatte er noch nicht jene Gleichgültigkeit erlangt, um die er manche Kollegen beneidete, und während er die Karte studierte, war er in Gedanken immer noch bei der jungen Ägypterin.

Viviane berührte seinen Arm. Er hob den Kopf und sah seine Tochter Lise, die in Begleitung eines jungen Mannes eintrat.

Chabot versteckte sich nicht, er hatte sich nie versteckt. Es war jedoch das erste Mal, dass er sich in einer solchen Situation befand, und er wurde rot, als seine Tochter sie entdeckte und ihm zuwinkte.

Wer ihn kannte, behauptete, Lise sähe ihm ähnlich, und das war durchaus möglich. Sie hatte die gleichen starken Wangenknochen, das gleiche schwere Kinn, und ihr Haar hatte wie seines einen Stich ins Rötliche.

Als sie noch klein war, pflegte ihre Mutter zu sagen:

»Sie hat dieselbe Willenskraft wie ihr Vater, auch dieselbe Fähigkeit, plötzlich geistig abwesend zu sein ...«

Er selbst erkannte sich in ihr nicht wieder. Sie war ihm seit langem entglitten, ganz allmählich, denn sie hatte sich schon als kleines Kind angewöhnt, nur das zu tun, was ihr passte.

Nach dem Abitur hatte sie sich an der Sorbonne immatrikuliert, ein paar Monate später ihr Studium aber aufgegeben, um sich mit einer Freundin zusammenzutun, die in der Rue du Faubourg-Saint-Honoré eine Boutique für modischen Schnickschnack eröffnet hatte.

Mit ihrem ersten Geld hatte sie sich einen Motorroller gekauft, ohne zu Hause etwas darüber verlauten zu lassen.

Die zwei Paare saßen einander gegenüber, und der junge Mann, der den Professor und seine Sekretärin ungeniert betrachtete, sagte leise etwas zu Lise, worauf beide in schallendes Gelächter ausbrachen. Worüber lachten sie, über wen?

Chabot hatte ihn schon mehrmals in der Wohnung in der Avenue Henri-Martin gesehen, wo er bisweilen Leute antraf, die er nicht kannte und bei denen sich niemand die Mühe machte, sie ihm vorzustellen.

Er hieß Jean-Paul Caron und galt als brillant, weil er mit dreiundzwanzig Jahren als *Enfant terrible* einer Pariser Tageszeitung giftige Artikel und Berichte für die Klatschspalten schrieb.

Chabot hielt ihn für unnötig bissig, für einen Angeber, und er mochte nicht, wie dieser die Leute anschaute, als ob er sie verachtete. Dies alles war umso lächerlicher, als er sehr klein und pausbäckig war und eine komische spitze Nase hatte. Er glaubte,

sich alles erlauben zu dürfen, und das traf auch beinahe zu, weil sein Vater einer bedeutenden Presseagentur vorstand.

Die beiden jungen Leute benahmen sich auch nicht wie ein Liebespaar, eher kameradschaftlich, trotzdem schiefen sie miteinander, woraus Lise keinen Hehl machte. Sie bestellten den Aperitif, dann das Essen, tuschelten und lachten nach wie vor unbekümmert, und wenn ihre Blicke denen von Jean Chabot oder seiner Sekretärin begegneten, schlugen sie die Augen nicht nieder, ganz im Gegenteil.

»Will sie ihn immer noch heiraten?«, fragte Viviane.

»Ja.«

»Wann?«

»Das sagt sie nicht. Wahrscheinlich wird sie uns den Termin erst ankündigen, wenn sie das Aufgebot bestellt haben.«

Sie hörten das Telefon klingeln; der Kellner trat an ihren Tisch.

»Professor Chabot, Sie werden verlangt ...«

Viviane, die bereits aufgestanden war, ging in die Kabine, kehrte kurz danach zurück und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

»Sie sollen ihr zwei Kubikzentimeter Phenergan geben.«

Um elf Uhr war das Auto wieder durch das Tor zur Klinik Les Tilleuls gefahren.

»Gehen Sie schlafen. Es ist besser, wenn Sie morgen früh ausgeruht sind.«

»Meinen Sie, es dauert lange?«

»Ich fürchte, ja.«

»Soll ich nicht lieber auf Sie warten?«

»Nein. Nehmen Sie den Wagen. Ich lasse mir ein Taxi rufen.«

Sie war weder Hebamme noch diplomierte Krankenschwester. Wenn sie in fünf Jahren auch viel gelernt hatte und ihm in der Avenue Henri-Martin während seiner Sprechstunden als Assistentin diente, so war sie hier in der Klinik doch fehl am Platz.

»Gute Nacht, Professor.«

»Gute Nacht.«

Sie hatten sich nicht umarmt, einander auch nicht die Hand gedrückt.

Im Zimmer der Ägypterin hatten die Vorbereitungen begonnen, und der Professor brauchte nur einen Blick auf das Krankenblatt zu werfen, das Mademoiselle Blanche ihm reichte, um zu wissen, dass die Entbindung noch schwieriger verlaufen würde, als er es vorhergesehen hatte.

»Der Anästhesist soll kommen ...«

Er setzte sich an das Bett der Patientin, hielt ihre Hand und redete leise auf sie ein. Nur zweimal konnte er in sein Büro gehen und sich auf dem schmalen Sofa kurz

ausruhen.

Hin und wieder war Babygeschrei zu hören oder eine Klingel, und dann eilte eine unter ihrer Tracht nur spärlich bekleidete Krankenschwester zu einer der nummerierten Türen.

Um halb zwei nahm Chabot, weil er sich erschöpft fühlte, eine Amphetamintablette.

Erst eine Stunde später gab er im Zimmer der Ägypterin das Zeichen, das jeder in der Klinik kannte, und es dauerte nicht lange, bis man auf dem Flur ein Bett auf Gummirädern auftauchen sah.

Er selbst ging weg und kehrte weiß gekleidet zurück, mit dicken grünen Stiefeln an den Füßen, die Arztkappe auf dem Kopf, den Mundschutz noch um den Hals und die Gummihandschuhe in der Hand.

Im Operationssaal fügten sich Worte, Handgriffe und Blicke aneinander, geheimnisvoll und bedeutungsschwer. Wie Chabot es geahnt hatte, wurde der Anästhesist fast unverzüglich gebraucht, denn es hatte sich ein Thrombus gebildet, und der Arzt, dem der Schweiß auf der Stirn stand, musste die Geburtszange ansetzen.

Als er sich nach einer Viertelstunde endlich wieder aufrichtete, hatte er getan, was er tun konnte. Seine Bewegungen waren präzise gewesen, seine Hände hatten nicht gezittert. Die Mutter lebte, wenngleich sie reglos und ohne Bewusstsein war, mit blau angelaufenen Augenlidern und noch ganz spitzer Nase. Das Baby, um das sich die Krankenschwestern kümmerten, lebte ebenfalls und stieß gerade seinen ersten Schrei aus.

Dennoch war Chabot mit sich nicht zufrieden gewesen, und sobald er, wieder umgezogen, in seinem weiß gestrichenen Klinikbüro war, hatte er einen Schrank geöffnet, sich einen Cognac eingegossen und danach eine grüne Pastille zerkaut, um den Alkoholgeruch zu überdecken.

Dafür schämte er sich immer, wie er sich als Kind jahrelang geschämt hatte, weil er seiner Mutter ein paar Centimes aus dem Portemonnaie gestohlen hatte.

Ein Taxi hatte ihn nach Hause gebracht, wo er das Bedürfnis empfand, noch ein Glas zu trinken, und aus Angst, sein Atem könnte ihn verraten, wenn Jeanine ihn wecken kam, hatte er wieder eine Pastille gekaut.

Es war nichts Dramatisches vorgefallen. Kein Geburtshelfer hätte die Situation besser gemeistert als er.

Es war eine Nacht wie jede andere, auf jeden Fall wie so viele andere, aber dennoch war sie ihm unangenehm in Erinnerung geblieben, vielleicht wegen seiner Tochter und des jungen Mannes, der ihr ins Ohr geflüstert hatte, vielleicht wegen ...

Eigentlich wegen nichts Bestimmtem. Wie würde die Hebamme, die seit über zehn Jahren mit ihm zusammenarbeitete, aussagen, wenn man sie in den Zeugenstand rief? Hatte sie ihn nicht bisweilen über ihren Mundschutz hinweg mit einer gewissen Besorgnis, mit leisem Zweifel betrachtet? Hatte sie, und sei es nur für einen kurzen Augenblick, geglaubt, er habe sich ungeschickt angestellt und dadurch den Thrombus verursacht?

Es war für ihn zu einer fixen Idee geworden, sich die Menschen als Zeugen vorzustellen. Aus welchem Grund sollten sie etwas zu bezeugen haben?

Das musste mit seinen Kindern begonnen haben, als sie noch ganz klein waren und er sich fragte:

»Welches Bild werden sie später einmal von mir haben? Wie sehen sie mich? Welche Bedeutung messen sie dem bei, was ich tue? Was werden sie ihren Kindern, wenn sie dereinst eigene haben, über ihren Vater erzählen?«

Im Augenblick war er sicher, dass seine Kinder ihn nicht kannten. Hatte er seinerseits versucht, sie kennenzulernen? Hatte er alles getan, was dazu nötig gewesen wäre? Er wusste es nicht. Und seine Frau kannte ihn nicht viel besser. Irgendwann, er hatte keine Ahnung, wann und durch wessen Schuld, hatten sie den Kontakt zueinander verloren, vielleicht hatte dieser Kontakt auch seit je nur in seiner Vorstellung existiert.

Was blieb da noch? Viviane? Am Anfang hatte er das gehofft. Und die anderen, die Leute aus der Klinik, aus der Entbindungsanstalt Port-Royal, seine Kollegen, Assistenten, Schüler, die sahen nur seine Maske, eine Maske, die er sich nicht ausgesucht hatte, die er nicht absichtlich vor seinem wahren Gesicht trug.

Um halb neun war er fertig rasiert. Seit er nicht mehr mit seiner Frau im selben Bett schlief, vermied er es, sich nackt vor ihr zu zeigen. Trotzdem mussten sie dasselbe Badezimmer benutzen, weil sich wegen der Aufteilung der Räume die beiden anderen Badezimmer für ihn als unbrauchbar erwiesen hatten.

Auf einem der gläsernen Ablageborde sah er die Zahnbürste seiner Frau, die Tube Zahnpasta, verschiedene Flakons und nichtige, lächerliche Dinge, was ihm ebenso unschicklich erschien, wie wenn bei einem Zwangsverkauf die ganz persönliche Habe einer Familie offen auf dem Gehsteig ausgebreitet wird.

Nebenan hörte er Schritte. Seine Frau war nicht so schamhaft wie er, und wenn er durch das Schlafzimmer ging, traf er sie oft in einer Haltung an, die ihn peinlich berührte.

Er brauchte sich nur noch anzuziehen. In weiser Voraussicht hatte er seine Hose und sein Hemd mitgebracht. Als er die Tür öffnete, saß Christine vor dem Frisiertisch, eine ihrer Brüste war halb entblößt.

»Guten Morgen, Jean.«

»Guten Morgen, Christine.«

Er hatte die Gewohnheit beibehalten, ihr einen flüchtigen Kuss aufs Haar zu drücken.

»Hast du eine anstrengende Nacht gehabt?«

Er fühlte sich abgespannt, gewiss, aber er mochte es nicht, wenn man ihn darauf ansprach, vor allem dann nicht, wenn man ihn zuvor aufmerksam betrachtet hatte. Offenbarte sich denn die Müdigkeit im Augenblick so deutlich in seinem Gesicht? Sah er bedrückt aus?

Man hätte meinen können, dass ihn alle, die näher mit ihm zu tun hatten, verändert fanden. Das ärgerte ihn umso mehr, als es ihm Angst machte.

»Ich bin so gegen halb vier nach Hause gekommen.«

»Ich habe dich gehört.«

Hatte Lise ihrer Mutter von ihrer Begegnung im Chez Lucien erzählt? Das war unerheblich, denn Christine wusste Bescheid, und sie litt nicht unter dem Zustand, der schließlich schon lange währte. Trotzdem stellte er sich diese Frage. Er kam nicht dagegen an.

»Hast du heute einen schweren Tag?«

»Wahrscheinlich. Ich weiß es noch nicht.«

Er rechnete mit einer Entbindung im Laufe des Vormittags, und dann würde er die Klinikumsstunde verschieben müssen, die er zweimal wöchentlich, dienstags und mittwochs, in der Entbindungsanstalt Port-Royal abhielt. Es war Dienstag.

»Kommst du zum Mittagessen heim?«

»Ich hoffe es. Wenn nicht, rufe ich an.«

Obwohl er nicht immer mit der Familie zu Abend aß, so bemühte er sich doch, das Mittagessen nicht zu versäumen, dem er eine gewisse Bedeutung beimaß, er hätte allerdings nicht sagen können, warum. Er legte Wert darauf, dass sich alle wenigstens einmal am Tag bei Tisch trafen, und er war manchmal wütend geworden, weil eines der Kinder zu spät oder gar nicht kam.

Aus der Richtung, in der die Zimmer seiner Töchter lagen, war ein Staubsauger zu hören. Éliane sang in ihrer Badewanne. Er ging nicht hin, um ihr mit einem Kuss einen guten Morgen zu wünschen, sondern kehrte in sein Arbeitszimmer zurück, wo Viviane inzwischen eingetroffen war.

»Guten Morgen, Professor. Ist alles gut gelaufen?«

Warum fragte sie ihn das, wenn sie doch wie jeden Morgen schon in der Klinik angerufen hatte? Das war täglich ihre erste Aufgabe, und sie hatte ihm sicher einen